



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, Otto Eduard: Die lommatscher Pflege und das Geschecht derer  
von Schleinitz : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

die ebensoviel oder höhere Zinsen haben, als ihr Gehalt beträgt. Aber die berufslosen Frauen haben so viele Bedürfnisse, von denen die Lehrerin nichts weiß. Auf Theater, Konzerte, Bälle usw. hat gleich mir manche Lehrerin verzichten müssen, weil der Körper die damit verbundenen Anstrengungen neben der Schule nicht mehr aushält. Niemand reist auch so billig wie die Lehrerin, denn ihr allein stehn die Lehrerinnenheime offen (ich habe zum Beispiel in Dresden für 1,60 Mark gewohnt und gegessen); sie sucht die Damenbahnhofsheime im In- und im Auslande auf, sie findet fast in allen Bädern Ermäßigung auf ihre Mitgliedskarte vom Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein, sie rechnet mit Pfennigen, wo andre an die Mark denken. Sie reist, weil es einfach Lebensfrage für sie ist, weil sie andre Eindrücke bekommen muß, wenn sie die Elastizität für den Beruf behalten soll. Aber die Lehrerinnen, die nicht bei ihrer Familie wohnen können, sondern einen eignen Haushalt führen müssen, die haben in den ersten zehn Dienstjahren gerade so viel, daß sie sich sattessen können, für die fällt alles das, was das Leben schmückt, weg. Mir sagte eine sehr praktische Lehrerin einmal — um ein drastisches Beispiel zu erwähnen: „Ja, Schinken kann ich mir natürlich nicht leisten, das ist Luxus!“

Die Sorge für das Alter und die Geldfrage, außer innerlichen Gründen, hat neuerdings eine neue Schwesternfrage gezeitigt. Es können sich eben nicht mehr alle Schwestern erlauben, Diakonissin zu werden, trotzdem daß sie als solche vielleicht am besten auf ihrem Platze wären. Auch bei den Lehrerinnen sind es dieselben Fragen, die der Volksschule manche ausgezeichnete Kraft nehmen. Denn wenn man nach Opferung einiger tausend Mark und nach Ablegung des Examens pro facultate docendi das Doppelte, ja das Dreifache des jetzigen Gehalts bekommen kann, so ist das nicht zu unterschätzen. Wer ganz sein eignes Leben leben kann, wer imstande ist, sich ganz frei vom Familiendienst zu machen, der wird als Volksschullehrerin im idealsten Sinne das sein können, was die Diakonissin, die Gemeindegemeinschaft unter den Schwestern ist. Hier wie dort kann der Beruf, im weitesten Sinne genommen, das ganze Leben ausfüllen.



## Die Lommatscher Pflege und das Geschlecht derer von Schleinitz

Von Otto Eduard Schmidt

(Schluß)



er dritte und in gewissem Sinne wichtigste Punkt für die Schleinitzer Erinnerungen ist das den Namen des Geschlechts tragende alte Wasserschloß. Wir haben es, während sich unsre Gedanken in den weiten Gefilden der Schleinitzischen Geschichtsgeschichte ergingen, längst erreicht und verweilen nun ein wenig bei dem denkwürdigen Bau. Das Verhängnis hat es gewollt, daß gerade das Schloß Schleinitz zu den Besitzungen der Familie gehörte, die ihr am frühesten entrisen wurden: schon 1607, nach dem Tode Abrahams von Schleinitz (gestorben 1594), ging das Schloß an dessen

Grenzboten I 1905

73

Schwiegerjohn Christof von Voss, den Hofmarschall und Freund Christians des Zweiten, über. Danach erklangen gar oft die Schleinitzer Reviere von den kurfürstlichen Jagdhörnern. An Stelle der Herren von Voss traten 1664 die von Bosc. Der zweite Besitzer aus dieser Familie, Joachim Dietrich von Bosc, besaß außer Schleinitz auch Pöschwitz, das Stammhaus derer von Pöschwitz, Graupzig und Gödelitz. Er war ein Freund von Kunst und Wissenschaft. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts erbaute er in Schleinitz etwas oberhalb des Schlosses das noch vorhandne große Gartenhaus mit einer ansehnlichen Bibliothek und Bildersammlung. Endlich im Jahre 1773 fielen die vier genannten Güter durch Erbschaft an Friedrich von Zehmen auf Stauchitz, dessen Nachkommen den reichen Besitz noch heute innehaben, aber freilich unter merkwürdigen Umständen. Der jetzige Herr von Zehmen auf Schleinitz ist vor vielen Jahren aus der Heimat, die ihm aus irgendeinem Grunde verleidet worden war, fortgegangen und lebt seitdem angeblich in London, ohne daß jemand seinen Aufenthaltsort genauer kennt. Die reichen Einkünfte der Güter werden seit Jahren für ihn aufgesammelt, ohne daß er sie erhebt; dagegen erschien vor einigen Jahren in seinem Auftrage ein Engländer mit nicht anzusehender Vollmacht und entführte in einer rasch zusammengezimmerten Kiste aus Schleinitz das ganze alte wertvolle Familien Silber. Aber seit Jahren bessert keine sorgsame Hand des Besitzers das Erbe der Vorzeit, das durch strengen Befehl mit allen seinen literarischen und herrlichen künstlerischen Schätzen auch der Mitwelt verschlossen ist. Darum ist von allen den stillen Wasserschlossern der Mark Meißens Schleinitz das stillste. Hier weben die Spinnen ungestört ihre Netze, der Holzwurm pocht in dem vermürbenden Getüfel, und dem seltenen Wandrer, den sein Weg vorüberführt, erscheint es wie ein verwunschnes Schloß, wo die böse Fee alles in hundertjährigen Schummer gewiegt hat. Nur weil ich vom Vermögensverwalter des abwesenden Herrn zur Begutachtung der Maßregeln aufgefordert worden war, die man für die Erhaltung des Besitzes getroffen, hatte ich das Glück, die Räume des Schlosses und des Gartenhauses betreten zu dürfen.

Das Gartenhaus schaut auf weitläufige, ursprünglich in französischem Geschmack eingerichtete Anlagen hinaus, an deren Ende noch heute verschrittne Heckenzüge eine grüne Architektur bilden. Das Untergeschoß zeigt Reste einer Bühneneinrichtung, die obere Zimmer enthalten eine Bibliothek und eine Bildersammlung. Magisches Dunkel herrscht überall, bis die knarrenden Fensterladen aufgestoßen sind, an denen die Hornissen ihre Nester bauen. Dann fällt der Blick auf Urväterhausrat, Bild und Buch scheinen unter der dicken Staubschicht zu seufzen. Kinderpielzeug, wie es vor zwei Jahrhunderten Mode war, steht neben gewaltigen, altertümlichen Elektrifiziermaschinen und Leidener Flaschen. In den anstoßenden Zimmern füllen alte Folianten aller Wissenszweige in kostbaren Lederbänden die Regale an den Wänden, kein Geringerer hat sie einst geordnet als der gelehrte Polyhistor der Gegend, Ursinus, als er noch Pfarrer in Weicha war. Besonders bemerkenswert sind die großen Bibeln der ehemaligen Schloßherrschaft, darunter eine von Hans Lust 1561 in Wittenberg auf Pergament gedruckt mit wundervollen, durch die Zeit nicht im mindesten verblaßten Holzschnitten. Auf dem ersten Blatte steht ein langer eigenhändiger Brief des evangelischen Liederdichters Nikolaus Selneker (1558 bis 1561 Hofprediger in Dresden). Diese Bibel war wohl die Hausbibel des Hans von Schleinitz und seiner Gattin Ursula, hier suchten sie Trost, als ihr Sohn Haubold 1562 bei Dreux gefallen war. Es folgt nun wieder ein Zimmer, wo eingelegte Armbrüste, alte Reiterpistolen, Reiterstiefeln, Morgensterne auf dem Boden ein malerisches Chaos bilden, auf das von den Wänden gut und minder gut erhaltne Gemälde aller Kunstperioden heruntersehen. Eine bemalte Holztafel, die an der Wand lehnte, entpuppte sich als eine sehr schöne, lebensgroße „Venus mit dem Schleier“ von Lukas Cranach, dessen bekanntes Malerzeichen, die geflügelte Schlange, deutlich in der untern linken Ecke zu erkennen ist.

Von dem Gartenhause wenden wir uns zum Schlosse selbst. Durch einen

hohen Torweg treten wir zunächst in den Wirtschaftshof ein, der von alten Scheunen und den Resten früherer Wirtschaftsgebäude (ein eingemauerter Stein trägt die Jahreszahl 1558) umgeben ist. Wenden wir uns nun zur Linken, so sehen wir das aus der Tiefe des breiten, ehemals mit Wasser gefüllten Grabens herausragende Schloß, ein merkwürdiges, phantastisches Konglomerat verschiedener Baustile. Seit 1781 führt eine steinerne Brücke, die Stätte merkwürdiger Erinnerungen, vom Wirtschaftshof hinüber in das Obergeschloß, aber noch ist daneben das Lager der alten eichnen Bohlenbrücke, und noch sind die alten eisenumrankten Pfeiler da, auf denen sie einst ruhte. Jetzt ist der Graben rings um das Schloß voll üppiger Vegetation, auch auf dem breiten Wallgange, der den äußern Rand des Grabens umgibt, stehn uralte Linden und Eichen. Steigen wir die Treppe zu dem kleinen, von der Grabenmauer und dem dreigliedrigen Schloßbau gebildeten Hof hinunter, so empfängt uns kühle Stille, die nur durch das plätschernde Wasser des Röhrtrogs unterbrochen wird. Es fließt trotz der außergewöhnlichen Dürre des Sommers in starkem Strahle.

Man erkennt auf den ersten Blick, daß das Schloß ursprünglich ein spätgotischer Bau aus dem Ende des fünfzehnten oder dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Von diesem Bau ist aber nur der linke Flügel noch da, das übrige ist, vielleicht infolge eines Brandes, bis auf die Grundmauern abgetragen worden, sodaß nur die Keller und das noch heute gotisch gewölbte Burgverlies des alten Baues stehn blieben. Darüber wurden, vermutlich in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als Trägerin des Oberbaues eine zierliche Vogenhalle, und darüber wieder zwei Obergeschosse errichtet, die, in einen Mittelbau und einen rechten Flügel gegliedert, durchaus den Stil der deutschen Renaissance zeigen und ganz unermittelt an den gotischen linken Flügel angeschoben worden sind. Im Untergeschoß des gotischen Teils ist ein lauschiges, heimeliges Zimmer mit tiefen Fensternischen und schön gewölbter Decke erhalten. Der Schlussstein der Decke, bei dem die Gewölberippen zusammenstoßen, ist zum Relief eines breiten Kopfes gestaltet. Aus einem Vorraum führt eine Wendeltreppe in die obern Gemächer. Neben dem untern Zimmer, aber mit tieferm Fußboden, liegt die stimmungsvolle gotische Schloßkapelle; ein sich nach dem Burggraben öffnendes Fenster zeigt noch die alte echte Glasmalerei, über dem Sakramentshäuschen steht man die Zahl 1518. Während draußen der warme Sonnenschein brüdet, wehn hier unten die Schauer der Vorzeit. Was könnten diese Mauern erzählen von fröhlicher Hochzeit und tiefer Traurigkeit, von hochgespannter Hoffnung und zerrissener Verzweiflung! Die letzte Hochzeit, die hier vollzogen wurde, vereinte am 23. April 1834 den Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn Fr. Aug. Ludwig von Zehmen mit dem Fräulein Marie von Bieth-Golfenau; der Sohn dieser Ehe ist Hans Dietrich von Zehmen, der jetzige Herr von Schleinitz. Was würde seine Mutter sagen, wenn sie die heutige Verfunkenheit des Schlosses und seine herrenlose Stille sähe!

Ganz phantastisch ist der Anblick des Schlosses von dem dahinterliegenden verwilderten Garten aus: dort wächst aus der äußern Ecke zwischen dem Mittelbau und dem rechten Flügel ein niedriger runder Turm heraus, auf dem sich wieder ein schmälere erhebt, darüber vom Alter gekrümmte Effen und ächzende Wetterfahnen. Nur einmal rührte eine mächtige Hand an diese zauberhafte Verfunkenheit und erweckte das schlummernde Dornröschen zu neuem Leben, es war die Hand unsers Kaisers, der im Sommer 1897 während des großen Manövers hier sein Hauptquartier aufschlug. Da wurden die in den Schlupfwinkeln der Erker und Türme nistenden Dohlen durch das Hämmern der Zimmerleute und der Tapezierer aufgeschreckt, und für einige Tage erstrahlte der alte Bau unter dem Glanze der kaiserlichen Standarte, aber seitdem ist er längst wieder in Schlummer versunken.

Während wir in den malerischen Motiven des Gartens schwelgen, hat sich der Himmel mit schwarzen Wolken bedeckt. Wie oft ist die Hoffnung der lechzenden

Erde in diesem Sommer der azurnen Bläue und der niemals nachlassenden Sommenglut auch durch die dunkelsten Wolken getäuscht worden, aber diesmal sind es die echten Rösse Wodans, die dumpfgrollend von Süden nach Norden jagen: ein sanfter Regen erquickt den ausgebleichten, zur festen Tenne erstarrten Bößboden rings um uns her, das verschmachtende Herzblatt des Krauts und der Futterrübe hebt lauschend und freudig den Kopf, und mitten durch den langentbehrten Erdgeruch befeuchteter Schollen führt uns die Straße ins Innerste der „Pflege,“ in das alte heilige Lommatzsch. Auf der Höhe vor Wauden öffnet sich der Blick auf das Städtchen, das frei und heiter auf einem langgestreckten von Südwest nach Nordost streichenden Rücken liegt und uns die weithin leuchtenden drei dicht nebeneinanderstehenden Turmspitzen seiner schönen Kirche zeigt. Während uns das Fahrrad auf sanfter Neigung der Straße an unser Ziel trägt, schwirren uns slawische Weisen durch den Kopf, und den Text zur leisen, schwermütigen Melodie reimt uns Thietmar, der wackre Bischof von Merseburg, der sonst so wortfarg und verschlossen bei allem, was die slawische Vorzeit unsers Landes anlangt, hier einmal ein übriges tut und uns einen leisen Hall aus jener verschollenen Welt vernehmen läßt.

Er berichtet: „Heinrich von Sachsen sei, noch bevor er deutscher König wurde, von seinem Vater mit großer Heeresmacht in die Landschaft, die wir Daleminzi, die Slawen aber Glomazi nennen, geschickt worden und habe sie mit Feuer und Schwert verwüstet.“ Um diesen Gaunamen zu erklären, fährt er fort (I, 3): „Glomazi ist eine Quelle, nicht über zwei Meilen von der Elbe entfernt, diese bildet aus ihrem Wasser einen See und zeigt, wie die Eingebornen behaupten und viele Augenzeugen bestätigen, wunderbare Erscheinungen. Wenn holder Friede die Bewohner des Landes beglücken soll, und der Boden seine Frucht tragen will, erfüllt er, mit Weizen, Hafer und Eicheln bedeckt, die Gemüter der häufig an seinen Ufern zusammenströmenden Nachbarn mit froher Lust. Wenn aber ein wilder Kriegssturm droht, so verkündet er durch Blut und Asche untrüglich das Kommende. Diesen Quell verehrt und achtet jeder Einwohner, wenn er auch nur noch eine leise Hoffnung zu ihm trägt, höher als die christlichen Kirchen. Von ihm hat der sich von der Elbe bis zur Caminzi (Chemnitz) erstreckende Gau den Namen.“ Aus diesen Worten entnehmen wir die Tatsache, daß das slawische Lommatzsch (das jetzige Dorf Alt-Lommatzsch) bei den Slawen dieser Landschaft der politische, der Quell Glomazi der religiöse Mittelpunkt war. Nach einer volkstümlichen Überlieferung ist der heilige See in dem Baltschener See — eine halbe Stunde nördlich von Alt-Lommatzsch — zu suchen, der jetzt freilich zum größten Teil in ein Wiesengelände verwandelt worden ist. Slawische Grabhügel spiegelten sich einst in seinen Fluten, und zur Sommerzeit sah er alljährlich das festliche Gepränge der Ostslawen, die von allen Seiten herbeikamen, durch Wallfahrt und Opfer das heilige Gewässer zu verehren. Dem Opfer folgten Schmäuse unter den hohen Bäumen, die sicherlich auch dieses Heiligtum umgaben. Auch Musik der Slawischen, mit acht Saiten bespannten Zithern und des Dudelsacks wird bei diesen Festen nicht gefehlt haben.

Wenn der See Glomazi wirklich künftiges Kriegselend prophezeite, so muß er im Frühjahr 928 besonders viel Asche und Blut auf dem Wasser gezeigt haben: denn damals zog König Heinrich herbei und vollendete das schon früher begonnene Werk der Unterwerfung des Gaus Daleminzi, indem er die Festung Gana (Zahna, fünf Kilometer westlich von Lommatzsch an dem Bache desselben Namens) nach zwanzigtägiger Belagerung erstürmte und zu dauernder Beherrschung der Landschaft die Burg Meißen gründete. Latonisch meldet Widukind über die Erstürmung Ganas: Praeda urbis militibus tradita, puberes omnes interfecti, pueri et puellae captivitati servatae. Die Grausamkeit der deutschen Eroberer scheint sich aber auf die Besatzungen der festen Plätze beschränkt zu haben, die in offenen Dörfern wohnende bäuerliche Bevölkerung blieb im wesentlichen unversehrt, auch zunächst in

ihrer sozialen Ordnung, nur ein Tribut wurde vom deutschen König gefordert. Daß die deutsche Herrschaft in Daleminzi während der nächsten Jahrzehnte auf schwachen Füßen stand, beweist allein schon der Umstand, daß aus dieser Zeit weder eine kirchliche Gründung noch eine Besitzübertragung aus der Lommahscher Pflege in den Urkunden vorkommt. Auch nach der Einrichtung einer wirklichen Markgrafschaft (um 965) und nach der Gründung des Bistums Meißen (968) blieben die Verhältnisse zunächst unsicher genug. Noch im Jahre 1003 verwüsteten die polnischen Scharen des Boleslaw Chrobry von Böhren her einbrechend die ganze auf beste angebaute Lommahscher Pflege bis nach Mügeln hin an einem Tage und machte sie durch Wegführung der Einwohner zur Einöde, das wiederholte sich 1015. Erst die kraftvolle Regierung Heinrichs des Dritten (1039 bis 1056) schuf einige Ruhe und Ordnung.

Seit dieser Zeit waren die fetten Äcker der Lommahscher Pflege ein Gegenstand der Begehrlichkeit für viele, zumal als mit den Ländereien zugleich auch die darauf seßhaften mancipia oder smurdi, das sind die zu unfreien Grundhörigen herabgedrückten Sorben, vergeben wurden. Die erste Anwartschaft auf solche von den deutschen Königen ausgehende Schenkungen hatten die deutschen Edeln, die bei der Eroberung und der Verteidigung des Landes den Blutzoll entrichtet hatten, denn „Krieger forderte die stürmische Zeit, nicht Bauern, wenn nicht wieder verloren gehn sollte, was kaum in endlosen blutigen Kämpfen gewonnen war.“ Solchen erprobten Kriegern wurden von den Königen vor allem die Verwaltungsbezirke des Wendenslandes, die sogenannten Burgwarte, überwiesen. Solche waren in der Lommahscher Pflege: Alt-Lommahsch(?), Mügeln, Choren, Bichainz, Mochau, Schrebitz, Leuben, Zahna und Behren. Mit dem Adel konkurriert die Kirche, und zwar nicht nur die in den Slawendörfern gegründeten Pfarreien, sondern auch das Bistum Meißen. Im Jahre 1054 zum Beispiel bestätigt König Heinrich der Vierte die von seiner Mutter, der Kaiserin Agnes, vollzogene Schenkung von fünfzig Hufen im Burgward Schrebitz (südlich von Mügeln) an die Domkirche in Meißen. Damit erwarb das Stift Meißen ungefähr fünftausend Morgen des besten Bodens mit samt den daraufwohnenden unfreien Slawen, einen Besitz, den es festgehalten und vermehrt hat; denn noch bei der Auflösung des Bistums zog sich der letzte Meißner Bischof Johann der Erste 1581 nach Schloß Rugetal bei Mügeln zurück und starb dort 1595. Dazu erwarben auch zahlreiche Klöster in der „Pflege“ Grundbesitz und Einkünfte. Es ist wohl kein bloßer Zufall, daß sich die Abteien Alzella, Buch bei Leisnig, Sorzig bei Mügeln, Niesa, Seußlitz, das Heiligekreuzkloster bei Meißen und das Atrakloster in Meißen wie ein Ring gerade um die Lommahscher Pflege herumlegen, dazu kommt noch das inmitten dieses Gebiets, in Staucha, gegründete Nonnenkloster, das später ebenfalls an den Rand der Pflege, nach Döbeln verlegt wurde.

Die Einzelheiten des interessanten Prozesses, wodurch die slawische Umgegend von Lommahsch in eine deutsch redende überging, entziehn sich unsrer Kenntnis. Aber lange hat es sicherlich gedauert. Noch 1434 mußte im Meißnischen der Gebrauch des Wendischen vor Gericht ausdrücklich verboten werden. Eine wirkliche Germanisierung der Pflege begann erst im zwölften Jahrhundert mit der Anlegung deutscher Bauerndörfer, die zur bessern Ausnutzung des Bodens und zur Erhöhung der Bodenzinsen und -zehnten neben die alten Sorbendörfer oder an ihre Stelle geschoben wurden. Das war hier schwieriger als anderwärts wegen der schon vorhandenen dichten slawischen Besiedlung. Und doch wissen wir aus einigen gut bezeugten Fällen, daß auch hier deutsche Dorfgründungen stattgefunden haben: mit den dadurch beeinträchtigten slawischen Unfreien machte man nicht viel Umstände. So hat ums Jahr 1180 ein Ministeriale des Markgrafen Otto, Conrad Spanseil, ein nach ihm benanntes Conradesdorf gegründet, das heutige Churschütz(?) westlich von Leuben. Auch die benachbarten Dörfer Albertitz, Arntitz, Berntitz und das östlich von Döbeln liegende Petersberg scheinen die Namen ihrer deutschen Lokatoren

zu verraten: Albrecht, Arndt, Bernhard, Peter — ein nicht seltner Name im Geschlechte derer von Schleinitz. Freilich beweisen auch ihre slawischen Endungen — Conradesdorf heißt schon 1206 Conradiz —, daß ihre deutschen Invasen inmitten einer slawischen Umgebung gar bald auch slawisch zu reden anfangen, wie viele der im Spreewald angesiedelten deutschen Kolonisten noch im achtzehnten Jahrhundert slawisiert worden sind, wie noch heute viele in polnische Landstriche des Deutschen Reichs einwandernde Deutsche gar leicht polonisiert werden. Vielleicht hat sich gar die ganze erste eingewanderte deutsche Generation den überwiegenden Wenden, trotz dem einschneidenden Unterschied in den Rechten — die Wenden waren unfreie Grundholden, die Deutschen freie Bauern —, in vielen Dingen assimiliert; aber allmählich muß sich doch das Deutschtum völlig durchgesetzt haben. Dazu trugen außer der von Westen her immer nachwandernden Bauernschaft auch die zahlreichen in der Pflage angesiedelten deutschen Rittergeschlechter mit ihren Knechten bei.

Die heutigen Verhältnisse geben uns allerdings keinen Begriff von der dichten ritterlichen Besiedlung des Lommahscher Ländchens in alter Zeit, aber wenn wir etwa das soeben von Lippert und Beschorner in muster-giltiger Weise herausgegebene „Lehnsbuch Friedrichs des Strengen von 1349/50“ zugrunde legen und etwa noch die dort zufällig nicht vollständig verzeichneten Güter hinzurechnen, die den Schleinitz und ihren Gefreunden in der Lommahscher Pflage gehörten, so staunen wir über die reiche feudale Entwicklung, die sich da vor unsern Augen auf tut. Da sitzen die Beschwitz auf ihrem gleichnamigen Stammgut (jetzt Beschwitz), die Groze von Döbeln auf Jessen und Böhain, die Kanitz auf Graupzig, die Wachsmutitz auf Krowitz, die Kobirshain auf Dörschnitz, Lauzsch, Denschütz und Striegnitz, die Gorenzt auf Schieritz, die Marschall von Modritz auf Nelskanitz und Choren, die Schaf auf Mahris, die Grünrode auf Stöbwitz, Schweinitz und Birmenitz; andre Geschlechter erscheinen ein wenig später oder haben nur einzelne Hüfen und Zinsen in den Dörfern, wie die Nitzschwitz, Starschedel, Taubenheim, Gana, Ragwitz, Mittitz, Rechenberg, Saalhausen, die Schönberg, die Geldzinsen aus Delmschütz, Trogen, Ibanitz, auch aus Arntitz und Bernitz beziehen — sie sind vielleicht die Lokatoren der beiden zuletzt genannten Dörfer, da Bernhard ein in diesem Geschlechte häufiger Name ist.

Inmitten dieser ritterlich-geistlich-bäuerlichen Welt hat das Städtlein Lommahsch, das wohl im dreizehnten Jahrhundert als Markttort und Zollstätte der Landschaft auf sicherer Höhe angelegt wurde, nur eine bescheidne Rolle spielen können. Unter Heinrich dem Erlauchten sollen Landtage dort abgehalten worden sein, aber im Hussiten- und im Bruderkriege sank es in Asche. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hob sich das Städtchen zu neuer Blüte: 1504 bis 1514 wurde die schöne spätgotische Kirche durch Meister Peter Ulrich von Pirna erbaut, der Meißner Bischof Johann der Sechste von Saalhausen hat sie geweiht, 1520/21 wurde der große Chor zugefügt. Im Jahre 1539 hielt die Reformation ihren Einzug, „da die Herren Visitatores den damaligen päpstlichen Pastorem Urbanum Kerl dimittiret,“ an seine Stelle trat als erster evangelischer Pfarrer Ambrosius Naumann. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurde auch ein stattlicher, mit hohen Erkern gekrönter Rathausbau begonnen, 1555 vollendet. Beide Bauten sind zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts mit mehr Geschmack, als man draußen im Lande den Lommahschern zutraut, wiederhergestellt worden. Namentlich die Kirche gehört in ihrer jetzigen Gestalt zu den schönsten und stimmungsvollsten gotischen Denkmälern unsers Landes, und wenn die mächtigen Tonwellen der Orgel zu uns herunterschweben, so denken wir daran, daß sich in diesen edeln Gewölben der musikalische Sinn Richard Volkmanns bildete, der, 1815 im Kantorhause dicht bei der Kirche geboren, schon als Knabe hier auf der Orgelbank saß und dem Vater das Einstudieren der Kirchenmusik abnahm. Was die Lommahscher selbst zur Zeit der Blüte ihrer Stadt von ihr meinten, das spricht der damalige Annalist

M. Valentin Vossius, von 1579 bis 1615 Pfarrer dort, in folgenden Sätzen aus: „Die Stadt liegt sonst auf einem sehr guten und fruchtbaren Boden, welcher Korn, Weizen, Gerste, Erbsen, Wicken, Hafer in Überfluß trägt, dessen sich die Städte Freiberg, Siebenlehn, Rosßwein und die meisten Bergstädte von hieraus erholen. Die Stadt braut auch ein sehr gutes und gesundes Bier, und muß man sich verwundern, daß fast aller Bürger Keller in Lehm geschnitten, ohne Stein: daher das Bier im heißesten Sommer eiskalt bleibt, auch niemals wandelbar wird. Hiernächst hält sich die Bürgerschaft vor recht glücklich, daß ihre Kinder jederzeit gerne studiret haben. . . . Ja es hat auch die Stadt Lommasch vor vielen andern diesen Ruhm, daß sie Kirchen- und Schul-Ämter meist mit gebornen Stadtkindern bestellen können.“

Die Schicksale der Stadt und ihrer Umgegend im siebzehnten Jahrhundert bieten nichts Besonderes. Wohl aber spielte die Lommascher Pflege eine wichtige strategische Rolle im Siebenjährigen Kriege. Friedrichs des Großen Adlerauge hatte gar bald herausgefunden, wie wichtig der Besitz des Meißner-Plateaus, das bei den „Ragenhäusern“ (jetzt Dorf Ragenberg) am Saume der Lommascher Pflege die Höhe von 305 Metern erreicht, für die Behauptung ganz Sachsens sei. Denn es liegt fast in der Mitte des Kurstaates und bildet, von dem Lommascher Wasser, der Elbe und der Triebisch scharf umrissen, eine nach den methodischen Grundsätzen jener Zeit von Norden, Osten und Süden her kaum angreifbare Festung, die in den Dörfern der Lommascher Pflege ein sehr ergiebiges Fouragierungsgebiet hatte. Besonders in den Jahren 1761 und 1762 hat der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, der zwar als Feldherr das Genie seines größern Bruders nicht erreichte, aber doch ein Meister in der sogenannten methodischen Kriegsführung war, mit zusammenschwindenden Mitteln die „Stellung hinter der Triebische“ oder wie sie auch heißt: „die Stellung an den Ragenhäusern“ gegen alle Angriffe der Gegner gehalten, bis er endlich, die schwache Stunde der Feinde erwartend, am 29. Oktober 1762 aus dieser sichern Position hervorbrechend durch die Schlacht bei Freiberg den ganzen Krieg zugunsten Preußens entschied. Welche wunderbaren Szenen müssen sich in diesen Jahren in dem Meißner-Lommascher Ländchen abgespielt haben! Die Bauern, des letzten Viehstücks beraubt, hungernd und frierend, neben ihnen die Soldaten in den verödeten Dörfern oder auch nur in sogenannten Brandhütten, d. h. in überdachten Lehmgruben untergebracht, die durch eine Herdstelle notdürftig erwärmt wurden, als Bepannung der Kanonen teilweise Röhre statt der verendeten Pferde, das Hauptquartier des Prinzen in einem einfachen Bauerngute in Schletta, während des Winters im ehemals Schleinitzischen Schlosse Hof, dann wieder in Barnitz. Den äußersten linken Flügel bildeten vier Bataillone auf der Albrechtsburg in Meißner und ein Freibataillon in der Stadt, das Zentrum ein größeres Lager bei Schletta, den rechten Flügel das sehr starke Lager bei den Ragenhäusern; fast alle Dörfer der Pflege aber waren mit Schwadronen der Reiterei besetzt, die Feldbäckerei war in Proßitz und in Piskowitz, die Magazine in Lommasch. Zur Rückendeckung waren auf dem im Eingange dieses Aufsatzes erwähnten Radewitzer Berge Schanzen und auch an der wichtigen Straßenkreuzung von Petersberg (fünf Kilometer östlich von den Radewitzer Schanzen) ein besetztes Lager errichtet. Im ganzen standen etwa 50000 Mann Preußen hier im Herzen Sachsens.

Das wunderbarste Bild aus dieser Zeit bewahrt das Kirchenbuch des Dorfes Heynitz, zu dem sich vom Ragenberg östlich eine grüne Schlucht hinunterzieht. Dort ist mitten in den Kriegswirren der Pfarrer Koller angetreten, der Vater des aus Rügelsens Erinnerungen bekannten Samuel Koller. Aus der verwüsteten Pfarre hat er sich in das alte Wasserhofs derer von Heynitz geflüchtet, die — nebenbei bemerkt — noch heute auf ihrem alten Stammhaus sitzend zum meißnerischen Uradel gehören. Ein altes Mütterlein kocht ihm täglich eine Wassersuppe, das ist sein Traktament. Sein Zimmernachbar aber ist der alte Husarengeneral Joachim

Hans von Zieten, dem muß er des Abends bei düst'rer Öllampe auf dem Klavezimbel vorspielen, und dabei wandert der alte Necke in großen Schritten um den Tisch und verzehrt eine Handvoll Semmelbrocken mit Rosinen. Da knattert das Gewehrfeuer der Feldwachen unten bei Mittitz, die Österreicher versuchen wieder einmal einen Überfall — und das Stillleben ist zu Ende: der Alte muß hinaus, die Posten zu revidieren.

Der Bauer, der jetzt noch hie und da eine Kugel auspflügt, betrachtet sie verwundert, er weiß nichts mehr vom Siebenjährigen Kriege. Aber der ehemalige Afraner Lessing wußte wohl, warum er vor unzähligen Schlachten den Just in der „Minna von Barnhelm“ gerade der „Affaire bei den Ragenhäusern“ gedenken läßt, und als Kaiser Joseph der Zweite 1765 nach Meissen kam und über Löhain und Bröda nach dem „Zehner Rabin“ ritt, ließ er sich wenigstens die Gegend „nach denen Ragenhäusern“ von fern zeigen. Die großen Schanzenanlagen der Preußen bei diesem Orte sind fast verschwunden, aber die aussichtreiche Kadewitzer Schanze ist erhalten, ein Vermächtnis aus verschollener Zeit. Drei schöne Linden stehn darauf, sie sollen die Gräber dreier hier gefallener Soldaten bezeichnen. Wie altväterlich und beinahe gemütlich mutet uns doch diese Kriegsführung an, wo manchmal jeder einzelne Soldat sein Grab und seine Linde erhielt im Vergleich zu dem wüsten, armeenvertilgenden Massenmord der Russen und der Japaner.

Als die Kanonen des Siebenjährigen Krieges verstummt waren, und auch die Lommatzcher Pflege an der Straße bei Löhain ihre Friedenslinde empfangen hatte, als der Bauer durch zähen Fleiß das Verlorne wieder ersezte, begann hier eine wichtige soziale Umwälzung. Der alte Adel hatte teils in dem verschwenderischen höfischen Leben unter August dem Starken und seinem Sohne sein Vermögen vergeudet, teils sich unter dem harten Drucke der Kontributionsforderungen des Königs von Preußen in Schulden gestürzt, von denen er sich nicht mehr recht erholte. So manches Rittergut der Lommatzcher Pflege ging nach dem Hubertusbürger Frieden in bürgerliche Hände über, zugleich aber wuchs unter der Herrschaft der Aufklärung den Bauern das Selbstbewußtsein und der Widerwille gegen die ihnen während der spätern Jahrhunderte des Mittelalters auferlegte Gutsuntertänigkeit und die mit ihr verbundenen Lasten. Die französische Revolution der Jahre 1789 und 1790 fand in Sachsen ein starkes Echo, das stärkste in der Lommatzcher Pflege, wo das Selbstbewußtsein der Bauern infolge ihrer Wohlhabigkeit am stärksten war. Denn während sich die Hohensteiner und erzgebirgischen Bauern im Sommer 1790 eigentlich nur gegen den großen Mißstand der kurfürstlichen Forsten auflehnten und bald beschwichtigt wurden, forderten die Lommatzcher nichts geringeres als die Aufhebung aller Fronen, Dienste und Naturallasten. Noch ist die Geschichte dieser denkwürdigen Revolution nicht geschrieben, ein reiches Material dazu ist in den Akten des Staatsarchivs in Dresden, des Meißner Gerichtsarchivs und in vielen privaten Aufzeichnungen vorhanden. Hier genügt es, einige für den ganzen Verlauf charakteristische Szenen hervorzuheben. Hauptquartiere der revoltierenden Bauern waren der Ragenberg und das Dorf Binnewitz. Dort versuchte der kurfürstliche Amtmann von Dschag mit dreißig Mann Militär am 14. August die Ordnung herzustellen. Er läßt die Gemeinde auf den Binnewitzer Herrenhof laden, aber die Bauern lassen ihm sagen, wer mit ihnen verhandeln wolle, solle zu ihnen auf den Dorfanger kommen. Schließlich kommt eine sechs- bis achthundert Mann starke, aus der Umgegend aufgebotne Horde mit eisenbeschlagenen Stöcken, mißhandelt den Amtmann und zwingt ihn, mit samt seinen Soldaten abzuziehn. Zehn Tage später wird der im Wagen flüchtende Erb- und Gerichtsherr von Binnewitz, Neck von Schwarzbach, von seinen Bauern eingeholt, zurücktransportiert und nur mit Mühe durch dreinhauende Dragoner gerettet. Schlimmer noch erging es am 22. August dem Erb- und Gerichtsherrn auf Schleinitz, Pöschwitz, Graupzig, Gödelitz und Stauchitz, Friedrich von Zehmen. Er hatte in seiner Not vierzig Mann von der in Lommatzsch garnisonierenden Artillerie requiriert. Aber die Bauern entrißen

den Soldaten ihre Gewehre, zerbrachen dem Leutnant Bach den Säbel und zogen, den gefangnen Offizier in der Mitte führend, mit Sensen, Heugabeln und Dreschflegeln bewaffnet nach Schloß Schleinitz. Dort wird zuerst der Zehmensche Gerichtsverwalter Kohl so gemißhandelt, daß er am 23. in Meißen starb; dann schleppen sie den adlichen Herrn selbst auf die steinerne Brücke heraus, bedrohen ihn mit dem Tode und zwingen ihm das schriftliche Zugeständnis aller vorgelegten Forderungen ab. Der folgende Tag, der 23. August, war der Schreckenstag für die Stadt Meißen. Als am 20. August einige Bauern aus der Ragenhäuser Gegend zum Verhör auf das Kreisamt gefordert worden waren, kamen statt der Geforderten mehr als achtzig. Fünf davon wurden festgenommen und in der Fronsfeste gefangen gesetzt. Um ihre Kameraden zu befreien, erscheinen am 23. August zweitausend Bauern aus den um den Ragenberg herum liegenden Dörfern vor der Stadt, sie finden aber das Lommascher Tor geschlossen. Eine Deputation wird eingelassen und erklärt, wenn die fünf Gefangnen nicht aus der Fronsfeste freigegeben würden, so würden sie die Herrenhäuser von Deutsch- und Wendischbora zerstören. Da Meißen keine genügende militärische Besatzung hatte, und man auch um das Schicksal der Porzellanfabrik besorgt war, ließ der Vertreter des abwesenden Kreishauptmanns von Welsch tatsächlich die Gefangnen frei. Trotzdem drangen einzelne Rotten der Bauern in die Stadt und fahndeten nach dem als Gerichtsverwalter der genannten Dörfer verhafteten Bürgermeister Rändler. Glücklicherweise fanden sie ihn nicht und zogen schließlich wieder ab. Zu spät trafen am Abend die ersten Truppen eines aus fünf Bataillonen Infanterie, acht Schwadronen Kavallerie und zehn Kanonen gebildeten Korps in Meißen ein, das von einigen besonnenen Kommissaren unterstützt in den nächsten Tagen Streifzüge in die Umgegend unternahm. Trotzdem geht der Aufruhr zunächst weiter. Am 25. August erscheinen zweihundertfünfzig bewaffnete Untertanen vor dem alten Schleinitzischen Schlosse Hof, das damals dem Grafen von Rüdiger gehörte. Sie nötigen den Grafen und seinen Gerichtshalter Schmorl in ihre Mitte und schließen um beide einen engen Kreis. Den Eingang zum Schlosshof halten vierzig bis fünfzig „fremde Kerle“ besetzt, andre Scharen bewaffneter Bauern lagern im Gebüsch hinter dem Rittergute. Auf die Frage des herrschaftlichen Gesindes, was die Bauern eigentlich hier wollten, antworten diese „mit fröhlicher Mut und ungescheut: Hier schlachten wir heute ein paar Schöpfe!“ Unterdes wird Schmorl gezwungen, einen Revers zu schreiben, worin Graf Rüdiger auf alle seine Rechte verzichtet mit dem Schlußsage, „daß er sich alles dessen nicht aus Zwang, sondern aus gutem, freiem Willen und sonderlicher Liebe zu seinen Untertanen begeben, auch von alledem nichts wieder annehmen wolle, wennschon der Landesherr es ihm anböte.“

Man sieht aus diesen Berichten, wie wenig daran fehlte, daß sich damals die Greuel der in Frankreich wiedererwachten Bagauda und Jacquerie auch nach Sachsen übertrugen. Glücklicherweise gelang es dem starken militärischen Aufgebot und den vom Kurfürsten geschickten drei Kommissaren, bis Ende August überall die Ordnung wiederherzustellen, aber die Bauernfrage ist, wengleich später durch die Not der Napoleonischen Zeit zurückgedrängt, doch nicht wieder zur Ruhe gekommen, bis endlich die sächsische Verfassung von 1831 auch dem Bauernstande die Ablösung der feudalen Lasten und das Jahr 1848 die Aufhebung der Patrimonialgerichte bescherte. Während der folgenden Jahrzehnte hat sich die Bauernschaft der Lommascher Pflege in freiem Gebrauche ihrer Kraft zu großem Wohlstand emporgearbeitet. Der alteingesessene Adel hat an diesem Aufschwung nur in ganz geringem Maße teilgenommen; die alten Geschlechter sind fast ganz aus der Pflege verschwunden, auf ihren Schlössern und Rittergütern sitzen jetzt ehemalige Stadtbürger und Bauern. Aber neue Rechte legen auch neue Pflichten auf; andre fügt die rastlose Entwicklung unsrer sozialen und industriellen Verhältnisse, die der einheimischen Landwirtschaft nicht eben günstig ist, hinzu. Die behaglichen Zeitläufte, wo dem Bauern auf dem Lommascher oder Meißner Markte alle Erzeugnisse des Bodens von begierigen

Käufern zu reichlich lohnenden Preisen abgenommen wurden, sind durch den Wettbewerb ausländischer Produkte dahin, die Gesindenot, die früher die adelichen Herren veranlaßte, Frondienste zu fordern und den Gesindezwang durchzuführen, drückt nun, wo alles in die Fabriken läuft, den Bauern selbst. Aber auch hier gilt Carlyles Lösung: „Arbeiten und nicht verzweifeln.“ Heute muß auch der Lommatzcher Bauer alle Kräfte regen, wenn er durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen, durch Genossenschaftswesen und Intensität des Betriebs den Ausfall decken will. Vielversprechende Ansätze dazu sind gemacht worden. Es gibt in der Pflege schon jetzt große wie mittlere landwirtschaftliche Betriebe, die von Fachleuten als musterhaft bezeichnet werden.

Einen Großbetrieb dieser Art treffen wir an, wenn wir auf der Rückfahrt von Lommatzsch bei dem Dorfe Daubnitz südwärts einbiegend den Fußpfad im Tale des Räßschibaches aufwärts verfolgen bis zu dem lieblich zwischen Hainen und Gärten eingebetteten Leutewitz. Das ist eins der ersten Rittergüter der Pflege, die nach dem Hubertusburger Frieden in bürgerliche Hände übergingen. Eine am Hause eingemauerte Stein Tafel vom Jahre 1623 meldet als Besitzer Hieronymus von Mißschwitz; die Familie besaß auch das nahe Sornitz und Deila. Aber im Jahre 1764 kaufte Leutewitz ein Bürger aus Nischau und Pächter des Ritterguts Wellerswalde namens Steiger. Dessen Sohn heiratete in das Rittergut Kößlige ein und kaufte das zu Barnitz. So konnte er seinen drei Söhnen je ein Rittergut hinterlassen; sie sind die Begründer der Leutewitzer, Kößliger und Barnitzer Linie der Familie Steiger. Der jetzige Besitzer von Leutewitz, der Geheime Ökonometrat Otto Steiger, ist schon der fünfte Besitzer des Gutes seines Namens. Leutewitz, ursprünglich nur 85 Hektar groß, ist durch Zulauf auf 245 Hektar, durch Hinzupachtung von Sornitz zu einer Wirtschaftsfläche von 330 Hektaren = 1320 Morgen erweitert worden. Eine Besonderheit des Betriebes ist die aus siebenhundert bis achthundert Tieren bestehende Vollblutmerino-Stammshäuferei, die 1805 begründet, auf die unter Prinz Kaver 1765 und unter Friedrich August 1778 aus Spanien eingeführten Schafstämme zurückgeht. Durch unausgesetzte Mühe und Sorgfalt, die besonders der Vater des jetzigen Besitzers und dieser selbst der Schafzucht zuwandten, haben die Leutewitzer Schafböcke einen Weltruf erlangt. Sie werden ebenjot nach Rußland wie nach Buenos Aires und Australien verschickt. Die Prachtexemplare dieser Böcke haben förmliche Charakterköpfe und wurden früher sehr hoch bezahlt. Der Vater des jetzigen Besitzers, Adolf Steiger, hat einmal für einen Schafbock in London 8000 Mark und für einen in Südamerika 9000 Mark gelöst. Jetzt sind die Preise viel geringer, und außerdem leidet der Export darunter, daß zum Beispiel Südamerika die Einfuhr deutscher Schafböcke verboten hat, da bei uns die immer wieder aus Oesterreich und Rußland eingeschleppte Klauenseuche nie erlischt. Unter den Bodenprodukten von Leutewitz stehen ein weitberühmter Munkelrübensamen sowie zwei vortreffliche Arten von Saatgetreide, Squareheadweizen und Gelbhäfer, obenan. Der ganze Betrieb in Leutewitz ist auch für den Laien interessant: er vereinigt die harte Arbeit des Bauern mit der Anwendung der neuesten Errungenschaften des Chemikers und mit der Umsicht und dem Wagemut des gereiften Großkaufmanns. Der Zuschnitt des ganzen Lebens ist schlicht und von fast soldatischer Pünktlichkeit; der Geist unermüdlcher treuer Arbeit geht vom Wirtschaftsvorstand und seiner Gattin aus und teilt sich allen Hilfsarbeitern mit bis hinab zum letzten Hofsungen. Von allen wird inneres Verständnis und innere Teilnahme an der zu leistenden Arbeit gefordert, dafür sieht sich auch jeder entsprechend behandelt und gelohnt. Der Schafmeister von Leutewitz und die Schafmeisterfrau werden auch von der Herrschaft mit Auszeichnung behandelt. Für polnisches Gesinde ist hier kein Raum, und abgesehen von der Erntezeit, wo etwa fünfundzwanzig aus dem Osten kommende Mädchen und Burschen vorübergehend beschäftigt werden, kein Bedürfnis. Dafür sind etwa dreißig Wohnungen für deutsche, meist verheiratete Tagelöhner vorhanden. Selbstverständlich sind zu einem solchen Be-

triebe, wie er in Leutenitz herrscht, außer schuldenfreiem Besitz auch bedeutende Betriebskapitalien nötig. Es gibt aber in der Pflege auch schon mittlere Betriebe, die in vorbildlicher Weise die jetzige Krisis der Landwirtschaft durch vermehrte Umsicht und Einsicht zu überwinden streben. Von den Nebenzweigen dieser mittlern Betriebe ist der ehemals wenigstens am Ostrande der Lommatzcher Pflege und in einigen Bachtälern betriebene Weinbau leider im Verschwinden, trotz der vielfachen Anregung, die die landwirtschaftliche Schule in Meißen zu seiner Wiederbelebung und zur Heranbildung der nötigen Winzer bietet. Nur der Fremdling, der etwa in Meißen selbst ein schlecht bekömmliches, fuseliges Gemisch aus allen möglichen fremden Traubensorten als „Meißner Schieler“ getrunken hat, kann die Güte des hier wachsenden Nebenjaftes bemängeln. Wer aber den edeln, dem Burgunder gleichenden Rotwein gekostet hat, den zum Beispiel der Wolfsche Weinberg in Gasern, der letzte des Jahnatales, hervorbringt, wird mit mir wünschen, daß die nach Osten und nach Süden zu gewandten sonnigen Steilhänge unsers Gebietes dereinst wieder den herzerfreuenden, landschaftveredelnden Weinstock tragen möchten. Sogar die mittlern Betriebe der Pflege stehen in der Regel auf vielen Füßen. Ich kenne in Seebschütz den Besitzer eines Gutes von etwa sechzig Hektaren, der mit Körner- und Zuckerrübenbau und einer musterhaften Milchwirtschaft von etwa dreißig Kühen eine sehr ansehnliche Geflügelzucht und die ausgedehnteste Fürsorge für den Anbau edeln Obstes vereint und dabei auch noch Zeit findet, den geschichtlichen Erinnerungen seiner Scholle in der liebevollsten Weise nachzugehen. Die Gefäßscherben, Urnen, Bronzefibeln, Armringe, die er aus dem Boden pflügt, führen ihn weit über die oben besprochne slawische Zeit rückwärts in die Anfänge unsrer Zeitrechnung, als vereinzelt germanische Ansiedlungen in der Pflege existierten, ja zurück bis in die jüngere Steinzeit. Das fast nur aus Funden des eignen Acker angelegte kleine Museum ist überaus lehrreich, weil es nicht wie die großen Museen durch die Überfülle der Einzelheiten verwirrt. Wenn ich nun auch den andern Landwirten der Pflege empfehle, auf die geheimnisvolle Kunde der Vorzeit zu achten, die der gepflügte Acker von sich gibt, überhaupt die geschichtlichen Erinnerungen ihres Dorfes und ihrer Scholle kennen zu lernen und zu pflegen, so sehe ich die meisten, denen diese Zeilen überhaupt zu Gesicht kommen, über meine Lateneinfalt lächeln. Dazu hat der Bauer keine Zeit, heißt es. Es ist aber doch vielleicht nicht Zufall, daß die Güter, in denen ich ein wenig Interesse für die Vergangenheit fand, auch im übrigen recht wohl bewirtschaftet waren. Es sind dieselben Güter, die keine dauernde und ernsthafte Not um deutsches Gesinde kennen, die das Erntefest und das Weihnachtsfest noch immer in patriarchalischer Gemeinschaft mit ihren Leuten begehen. Etwas Idealismus muß auch der Bauer haben, er darf sich darin nicht von den andern Ständen beschämen lassen; die Landwirtschaft ist noch immer unser vornehmster Beruf und soll es bleiben, denn zu preisen ist der Mann,

Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgeht  
Und die Erde besorgt, so wie es die Stunden gebieten.

Er bedarf aber auch „des reinen, immer gleichen, ruhigen Sinnes,“ und dieser hat Raum für alles Gute und Schöne, für eine opferwillige Staatsgesinnung wie für die Werke christlicher Nächstenliebe. Wenn der Bauernstand wurzelsest an seinen alten Idealen festhaltend zugleich in neuer Tatkraft und Umsicht an der Selbsthilfe arbeitet, wird er die Krisis siegreich überwinden. In Sachsen müssen die von alters her am besten gestellten Bauern der Lommatzcher Pflege das Vorbild dazu liefern.

